Jesus und das Volk. Auslegung zu Matthäus 9,36-38

Von Karl Barth

Das Thema, über das ich sprechen möchte, bezieht sich auf die Stelle im Evangelium Matth. 9, 36, wo es heißt: «Da *Jesus* das Volk sah, jammerte ihn desselbigen; denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben» — und auf deren Fortsetzung v. 37—38: «Da sprach er zu seinen Jüngern: Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.»

Wenn es heißt, daß es *Jesus des Volkes jammerte*, so bedeutet das nicht nur, daß er Mitleid mit ihm hatte. Der Ausdruck des griechischen Neuen Testamentes ist sehr stark: das Leid des Volkes ging ihm nicht nur nahe, nicht nur zu Herzen, sondern in sein Herz, in ihn selbst hinein, so daß es jetzt ganz sein Leid, viel mehr, viel stärker sogar das seinige als das des Volkes war. Er nahm es ihm geradezu ab. Er erlitt es an seiner Stelle. Aller Jammer des Volkes, der immer noch übrig bleiben und laut werden mochte, war jetzt nur noch ein Nachklang, eigentlich schon überholt und überflüssig geworden. Jesus hatte ihn zu seiner eigenen Sache gemacht.

Denn das ist *Jesus*: der Mann, der dem Volk sein Leid abnimmt, indem er es auf sich nimmt. Beachten wir den Unterschied zwischen Jesus und anderen Volksbefreiern, Volksbelehrern, Volksbeglückern, wie es sie schon damals gab und immer gegeben hat: Sie beschäftigen sich auch und vielleicht sehr ehrlich, klug und kräftig mit des Volkes Leid, aber doch nur von außen, doch nur mit allerlei Ratschlag und Trost, doch nur mit allerlei Hilfe und Erleichterung. Dann gehen sie weiter, wie ein gesunder Arzt vom Bett des Kranken weitergeht. Mehr können sie ja nicht tun. Jesus aber ist der Mann, der das Leid des Volkes zu seinem eigenen Leid macht und also von ihm wegnimmt. Dazu ist er beauftragt. Das zu tun ist er auch mächtig, dazu ist er Jesus. Jesus heißt nämlich «Gott hilft». Gott hilft durchgreifend, gänzlich, endgültig, indem er sich selbst ganz einsetzt. Er tut es in der Person dieses Menschen Jesus, der sein eigener Sohn ist. Er tut es, indem er sich selbst in der Person dieses Menschen zum Preis und Opfer macht. Er nimmt das Leid des Volkes weg, indem er es auf sich nimmt. Daß Gott das tut, ist das *Reich* Gottes, das Jesus verkündigt hat, wenn er predigte in den Städten, Märkten und Dörfern, und das er sichtbar angezeigt hat, indem er viele Kranke wunderbar gesund machte. Gottes Reich: denn eben darin und damit herrscht Gott, daß Jesus den Jammer des Volkes zu seiner eigenen Sache macht. Jesus selbst, dieser Mann, ist also das Reich Gottes.

Wer und was ist aber das *Volk*? Wir denken bei dem Wort «Volk» entweder an so etwas wie das schweizerische, das deutsche, das englische Volk und also an das, was man heute eine «Nation» zu nennen pflegt. Es ist aber nicht einfach die israelitische Nation, die hier gemeint ist. Für diese hat die Sprache des Neuen Testamentes ein anderes Wort, und wieder ein anderes für die heidnischen Nationen der damaligen Zeit. Oder wir denken, wenn wir «Volk» sagen, an die im Verhältnis zu den Reichen, den Gebildeten, den Regierenden niedriger Stehenden, an die Ärmeren und Armen, an die Ungeschulten, an die Vielen, die man nicht fragt, sondern die immer nur gehorchen und sich fügen sollen. So verstanden kann das Wort entweder einen etwas verächtlichen oder auch einen freundlich herablassenden Sinn haben. Es gibt aber bekanntlich auch solche, die vielmehr einen Stolz und Trotz darein setzen, in dieser Bedeutung zum Volk zu gehören oder doch im Namen des Volkes zu reden, seine Interessen zu vertreten. Aber das Wort «Volk» hat hier auch nicht diesen Sinn. Das ausdrucksvolle griechische Wort, das das Neue Testament hier braucht, bedeutet: die Menschen als Haufe. Was damit gemeint ist, würde man heute am besten verstehen, wenn man einfach übersetzen würde «*die Leute*». Die meisten unter denen, mit denen Jesus dort zusammen war, waren freilich Israeliten; es waren aber auch genug Angehörige von anderen halb oder ganz heidnischen Völkern

darunter. Und wenn gewiß auch viel «niederes» Volk darunter war, so fehlte es doch auch nicht an «besseren» Leuten; hören wir doch gelegentlich (Luk. 12, 13), daß einer aus diesem Volk von Jesus verlangte, daß er in einem Prozeß um eine Erbschaft für ihn Partei ergreifen solle. Das Volk, von dem jetzt zu reden ist, ist also überall zu Hause: in allen Völkern und in allen Volksschichten. Es ist ein Irrtum, wenn jemand meint, daß er sowieso nicht zu diesem Volk und also zum Haufen gehöre. Das ist freilich eine leidige Gewohnheit, daß man unter den «Leuten» immer die anderen versteht. Aber es ist nichts damit. Die Vermöglichen und die Gebildeten sind vom Evangelium her gesehen auch nur «Volk». Die Professoren, die Direktoren, die Bundesräte, die Regierungsräte sind auch Leute. Wir alle sind auch Leute. Man kann nicht so leicht jemand ausschließen von diesem Volk.

Das aber sind nach dem Evangelium «*die Leute*»; die Menschen in ihrer großen Verschiedenheit der Lage, des Berufes, des Charakters und der Ansicht und nun doch in ihrer noch größeren Ähnlichkeit und Gemeinsamkeit, die darin besteht, daß sie alle so genau zu wissen meinen, was sie brauchen und was ihnen wohl tut, was ihr Recht ist und wie weit ihre Pflichten gehen, wie sie sich helfen wollen oder wie sie möchten, daß ihnen von anderen geholfen werde. Sanft oder stürmisch, freundlich oder grob — sie sagen, wir sagen alle: Ich! und Ich auch! und Ich sicher! oder Ich sicher nicht! Und kurioserweise ist es gerade dieses allgemeine Ich-Rufen, was uns gleich, was uns zum Haufen, zum Volk, zur namenlosen Masse, ja, wie das Evangelium sagt, zur Herde macht. Sieh, was passiert, wenn am Samstagabend auf einem dichtbesetzten Bahnhofperron der Zug einfährt und bestiegen werden soll! Sieh, was schon bei den Kindern passiert, wenn es in der Schule zu irgendeiner Verteilung kommt, so hast du ein kleines Bild (nur ein Bild) von dem, was das ist, was wir sind: die Leute. Ja, «betrachte die Herde, wie sie an dir vorüberweidet!» (Nietzsche), aber bedenke, daß du auch dazu gehörst! So steht uns auch das Volk im Evangelium nach allem, was uns beiläufig von ihm berichtet wird, vor Augen: eine laufende, schiebende, drängende Menge von lauter Einzelnen, von denen jeder etwas für sich zu wollen scheint und die gerade damit zu einem Haufen, zu einem Meer von Köpfen, zu einer Herde verschmelzen, in welcher es scheinbar gar keine Namen und keine Personen gibt, in welcher wohl von Zeit zu Zeit einer für einen Augenblick auftaucht und ein bißchen sich absondert, um dann doch ebenso rasch und sicher wieder im Ganzen zu verschwinden. Die Leute! Sie waren, wir waren wirklich zu allen Zeiten und an allen Orten dieselben und werden es wohl immer sein. — Und nun sind zwei Dinge, die aus dem Evangelium hinsichtlich dieses Volkes mit aller Klarheit hervorgehen, überaus merkwürdig:

1. *Jesus hält es mit diesem Volk*, mit den Leuten also. Er gehört geradezu zu ihm: so stark wie nur einer zu anderen gehören kann. Auf den ersten Blick könnte es ja wohl so aussehen, als wäre das Volk nur so etwas wie der Hintergrund der eigentlichen evangelischen Geschichte. Aber dem ist nicht so. Wir hörten ja: ihn jammerte des Volkes, und das bedeutet: er nimmt ihm sein Leid ab, indem er es auf sich nimmt. Das führt ihn dann freilich in die große, in die größte Einsamkeit. Wir ahnen schon die Einsamkeit von Gethsemane und Golgatha, wenn wir lesen, wie er, wenn er betet, sich allen — seinen Jüngern übrigens ebenso wie dem Volke — zu entziehen pflegte. Aber für wen betet er? Für wen geht er auch in die Einsamkeit? Das Reich Gottes, das er verkündigt, besteht doch in nichts anderem als darin, daß er wirklich und wörtlich für das Volk, für die Leute ist. Darum ruft er sie zu sich, darum versammelt er sie, damit sie ihn hören sollten. Darum redet er mit ihnen und lehrt er sie: gerade wie wenn es ihm selbstverständlich wäre, daß sie ihn hören wollten und verstehen könnten. Darum erbarmt er sich ihrer gerade in einer Lage, in der sie so recht die Herde und nichts anderes waren, wie es uns in den Erzählungen von der Speisung der 5000 und der 4000 beschrieben wird. Und es muß uns auffallen, daß Jesus wohl die Pharisäer und Schriftgelehrten und auch seine eigenen Jünger, aber gerade das Volk nie angeklagt und gescholten hat. Er steht in einer kaum sichtbaren, aber festen Verbindung und Solidarität gerade mit den «Leuten».

2. *Dieses Volk hält es mit Jesus*. Sehr in seiner Weise freilich! Ich will das Einschränkende gleich vorausschicken: Wir hören in den Evangelien nur an einer einzigen Stelle (Joh. 7, 31), daß viele aus dem Volk glaubten; dem stehen dort aber sofort andere gegenüber, die das nicht taten. Und so heißt es denn nie: Das Volk glaubte an ihn. Das kommt offenbar nicht in Frage. Die Leute sind nicht die Jünger. Das Volk ist nicht die Gemeinde, nicht die Kirche. Das Wort «Volkskirche» ist, von daher betrachtet, ein seltsames Wort! Im Gegenteil: in der Leidensgeschichte läßt sich das Volk — so sind eben die Leute! — von den Hohepriestern überreden, den Mörder Barabbas loszubitten, schreit schließlich überlaut «Kreuzige ihn!», und so meint Pilatus gerade dem Volk einen Gefallen zu tun, indem er Jesus zum Tode verurteilt. Man darf aber nicht übersehen, daß viel Anderes nun einmal auch dasteht: wie dieses Volk immer wieder freiwillig zusammenläuft, wo Jesus steht und geht, wie sie ihm vorausgehen und nachfolgen, auf ihn warten und ihm entgegengehen, wie sie ihn, wie es so oft heißt, umdrängen, zu Zehntausenden heißt es einmal, «so daß sie einander traten» (Luk. 12, 1), so daß er ein anderes Mal am Ufer des Meeres nur von einem Schiff aus zu ihnen reden konnte (Matth. 13, 12), wie sie ihn grüßen (Mark. 9, 13), ihn gerne hören (Mark. 12, 37), wie sie erstaunt und verwundert sind, wie sie «sich freuen über alle die herrlichen Dinge, die durch ihn geschehen» (Luk. 13, 17), wie sie erschrecken und gleichwohl oder gerade darum Gott preisen (Matth. 9, 8), wie sie sehr wohl bemerken, daß er mit Vollmacht redete und nicht wie die Schriftgelehrten (Matth. 7, 28), wie die Hohenpriester sie ursprünglich gefürchtet haben (Matth. 21, 26) und wie es dann nach dem Tode Jesu sofort wieder heißt, daß sie «an ihre Brust geschlagen», ihr «Kreuzige ihn!» also, kaum, daß das Begehrte geschehen war, gern widerrufen hätten (Luk. 23, 48). Es ist keine Spur von Ironie in allen diesen Berichten. Es will vielmehr auch das als die ernstliche Meinung der evangelischen Erzählungen beachtet sein, daß sich «die Leute», auch wenn sie nicht an ihn glauben und also nicht seine Jünger sind, ihrerseits in einer merkwürdigen, aber festen Verbindung und Solidarität mit Jesus befinden.

Warum hält es Jesus mit den Leuten? Es würde uns — weil wir alle auch Leute sind — vielleicht gefallen, wenn jetzt zu antworten wäre: er hält es als echter Volksfreund darum mit ihnen, weil er sie im Grund trotz einiger Unarten brav und lieb, recht und gelungen findet. Aber das ist nicht seine eigene Antwort. Das Gegenteil hat er zwar auch nicht gesagt: er hat sie, wie gesagt, nicht angeklagt. Das scheint aber für ihn überhaupt nicht die Frage zu sein, ob sie ihm gefallen oder nicht gefallen, ob sie brav oder nicht brav, lieb oder bös, recht oder weniger recht sind. Ihn bekümmert, ihn erbarmt, *wie sie* — brav oder nicht brav — *dran sind*. Und so sind sie dran nach seiner Antwort: «verschmachtet und zerstreut» oder nach anderer Übersetzung: «zerquält und erschöpft», und zwar so wie «Schafe, die keinen Hirten haben». Das ist eine Anspielung auf eine Stelle aus dem Alten Testament, und um hier zu verstehen, müssen wir sie lesen. Es heißt dort (Hesek. 34, 2—6): «Wehe den Hirten Israels, die sich selbst geweidet haben! Sollten die Hirten nicht die Schafe weiden? Die Milch genießt ihr, mit der Wolle bekleidet ihr euch und das Gemästete schlachtet ihr; die Schafe aber weidet ihr nicht. Das Schwache habt ihr nicht gestärkt, das Kranke nicht geheilt und das Gebrochene nicht verbunden; ihr habt das Versprengte nicht heimgeholt und das Verirrte nicht gesucht, und das Kräftige habt ihr gewalttätig niedergetreten. So zerstreuten sich denn meine Schafe, weil kein Hirte da war, und wurden allem Getier des Feldes zum Fräße. Auf allen Bergen und auf jedem hohen Hügel irrten meine Schafe umher. Über das ganze Land waren meine Schafe zerstreut; doch es war niemand, der nach ihnen fragte, niemand, der sie suchte.» Das ist ein sehr klares Bild. Also darum hält es Jesus mit den Leuten, weil sie so dran sind wie diese Schafe, die wohl Hirten und nun doch keinen Hirten haben, weil die, die sie haben, keine rechten Hirten sind. Darum jammert es ihn der Leute. Darum, weil sie so dran sind, hat er sterben müssen, wobei auch die Leute ihr «Kreuzige ihn!» gerufen haben. Darum ist er für diese Leute gestorben: um ihnen diesen Jammer abzunehmen. — Aber wir müssen das etwas genauer auslegen.

Der rechte Hirte, der den Leuten fehlt, wäre nach jenen Worten des Hesekiel ein Mann, der sich ganz für sie verantwortlich wüßte und der dementsprechend ganz für sie da sein würde. Er würde das allgemeine Rufen und Blöken: Ich! und Ich auch! und Ich sicher! und Ich sicher nicht! hören und im tiefsten Grund und besser als die Leute selbst verstehen. Er würde es ihnen also nicht übel nehmen und sie deswegen nicht verachten noch auslachen. Er würde aber besser als sie alle wissen, was sie eigentlich meinen und brauchen, was eigentlich ihr Recht und ihre Pflicht, wie ihnen wirklich und wirksam zu helfen ist. Er würde sie alle zusammenhalten und sie alle miteinander und ein jedes für sich gerade dorthin bringen, wo das, was sie wirklich nötig haben, für sie zu finden ist. Ein Jedes für sich! Für ihn wären sie nämlich keine namenlose Masse, sondern indem sie ein einiges Volk wären, würde ein jeder Einzelne unter ihnen von ihm mit seinem Namen genannt und gerufen, sie würden beieinander und doch ein Jeder und eine Jede an ihrem Ort sein. Und so würde er auch mit ihnen umgehen: ganz überlegen, aber auch ganz fürsorglich, aufs Ganze bedacht, aber auf die Schwachen, die Kranken, die Gebrochenen, die Versprengten, die Verirrten und auch auf die Gesunden und Kräftigen, je nach ihrer Art, besonders bedacht. Sie wären alle geborgen bei ihm. So würde er so recht ihr Mann sein. Er würde nämlich ihr Haupt sein. Keine Angst: Sie könnten dann immer noch ein Jeder seinen Kopf haben. Sie würden dann aber nicht mehr bloß ein Jeder seinen Kopf haben. Und eben so würde ihnen gänzlich, durchgreifend und endgültig geholfen sein. Das ist der Hirte, der den Leuten fehlt. Und darum sind sie «verschmachtet und zerstreut», weil ihnen dieser Hirte fehlt.

An anderen, *scheinbaren* Hirten haben die Leute freilich schon nach Hesekiel keinen Mangel. Es war ja immer nötig, daß sie ein Haupt hatten, daß Jemand für sie dachte und handelte, um den sie sich scharen, dem sie nachfolgen konnten. Es langte ja in Wirklichkeit doch nie zu dem Besserwissen und Rechthaben, dessen alle sich für fähig hielten. Es kam ja bei jenem allgemeinen Ich!-Rufen nie etwas anderes heraus, als daß alle einander auf die Füße traten und schließlich ein Jeder verlassen war und betrübt von vorn anfangen mußte. Da boten sich dann ganz von selbst die angeblichen und vermeintlichen Hirten an. Und es war immer schön und ehrenvoll, Hirte und Haupt zu sein unter den Leuten. Es hat noch Jeden gefreut, jene Lücke auszufüllen, der Mann zu sein, der den Leuten Bescheid zu sagen und den Weg zu zeigen weiß. Es hat auch noch nie an Personen gefehlt, die dazu halbwegs das Zeug zu haben schienen. Es hat wohl auch je und je an echter Berufung und Beauftragung zu solchem Hirtenamt nicht gefehlt. Und so sehen wir das Volk zu allen Zeiten voll Vertrauen um allerlei besondere Köpfe versammelt, die sich für berufen und beauftragt halten, die es sich selbst ihrerseits wohl zutrauen, den Anderen so etwas wie Häupter zu sein. Das gibt es nicht nur da, wo es Könige und Päpste gibt. Das gibt es auch da, wo das Volk, wie bei uns, sein eigener Meister zu sein meint — und böse Zungen sagen sogar: gerade da erst recht! Es gibt große und kleine Hirten dieser Art, geistliche und weltliche, politische, literarische und auch ärztliche Hirten, solche, welche sich den Leuten mit ihrem besseren Verstehen, solche, welche sich mit ihrem Geld, und solche, welche sich einfach mit ihrem festen Willen zu Hirten angeboten haben und als solche angenommen worden sind. Unter einem «Führer» versteht man in der neueren Zeit einen Mann, der es in seiner Nation zu einer Art Universalhirten für Alles und Jedes gebracht hat.

Aber die *vermeintlichen* Hirten sind *keine rechten Hirten*. Sie waren noch nie, was sie schienen. Sie haben die Hoffnungen, die man auf sie setzte, noch nie erfüllt. Sie wußten sich ja noch nie verantwortlich für die Leute: noch nie so, daß sie wirklich ganz für sie da gewesen wären, noch nie so, daß das Volk bei ihnen wirklich geborgen gewesen wäre. In irgendeinem Sinn und Maß war es nämlich immer so, wie Hesekiel es beschrieben hat: sie haben sich selbst statt die Schafe geweidet. O weh, sie taten genau das, was alle andern Leute auch taten. Sie waren offenbar selbst nichts anderes als eben Leute. Wie sollten sie da den Leuten helfen können? Sie haben die Milch genossen, mit der Wolle sich bekleidet, das Gemästete ge-

schlachtet, d. h. sie haben das Vertrauen und den Respekt, die Liebe und die Furcht, die man ihnen entgegenbrachte, die Dankbarkeit und die Ehre, mit denen man sie umgab, und wohl auch die materiellen Vorteile, die mit dem allem verbunden waren, gerne entgegengenommen: aber wo blieben eigentlich die Leute, für die sie angeblich da waren? Was hatten die nun eigentlich davon? Waren sie anders dran, indem sie wieder einmal dieses oder jenes Haupt hatten? Wurde ihnen ihr ganzes trauriges Ich-Wesen mit allen seinen Folgen auch nur ein bißchen abgenommen? «So zerstreuten sich denn meine Schafe, weil kein Hirte da war.» Sie haben sich noch jedesmal erst recht wieder zerstreut, nachdem sie wieder einmal einen solchen Hirten gehabt hatten und wieder einmal enttäuscht worden waren «und wurden allem Getier des Feldes zum Fräße». Die große Lücke, daß sie in Wahrheit keinen Hirten hatten, zeigte sich nun und schmerzte nun erst recht, nachdem wieder einmal einer gemeint hatte, ihr Hirte sein zu können, und nachdem sie selber gemeint hatten, daß er es wohl sein könnte.

Also: weil die Leute *so dran* sind, *darum* hält es Jesus mit den Leuten. Der Grund dazu liegt nicht in ihnen, sondern einfach in der großen Lücke: daß sie kein Haupt und keinen Hirten haben. Er liegt also in dem, was ihnen fehlt. Genau dorthin gehört seinem Wesen nach Jesus, er allein. «Ich bin der gute Hirte.» Weil er das ist, darum gehört er seiner Natur nach zum Volk, wie das Haupt seiner Natur nach zum Leibe gehört. Darum hält er es mit den Leuten.

Das Andere: *daß die Leute es mit Jesus halten*, ist schwerer zu erklären. Schon darum, weil das, wie wir sahen, schon damals doch nur eine geteilte Sache war. Vielleicht tun sie es darum, weil sie halbwegs etwas ahnen von der großen Lücke und also davon, daß sie sind wie Schafe, die keinen Hirten haben, und also davon, daß jedenfalls die Hirten, die sie bis jetzt hatten, keine rechten, sondern nur vermeintliche Hirten waren. Vielleicht darum, weil er der Neueste ist, der ihnen halbwegs einleuchtet als ein solcher, der der gesuchte Mann sein könnte. Halbe Gründe sind keine starken Gründe. Und weil sie nicht stärker waren als so, darum haben sie im ganzen nicht an ihn geglaubt, darum konnten sie zwischenhinaus ebensogut «Kreuzige ihn!» rufen, wie ihre früheren, die vermeintlichen Hirten, es von ihnen haben wollten. Aber wenn wir die Sache recht ansehen wollen, dann dürfen wir wahrscheinlich auf die Frage nach dem, was die Leute nun eigentlich dachten und wollten, überhaupt nicht zuviel Gewicht legen. Mit ihren Gedanken und Absichten war es sicher eine halbe Sache, und so war es immer, so wird es immer sein, solange die Leute die Leute sind. Die große Lücke aber, das, was ihnen fehlt: daß sie keinen Hirten haben, ist jedenfalls keine halbe Sache. Und eben daraus erklärt es sich, daß sie da sind. Sie halten es mit ihm, weil sie, welches auch ihre Gedanken und Absichten seien, tatsächlich zu ihm gehören. Und sie gehören zu ihm, weil er ja selber das Reich Gottes ist. Sie stehen nun einmal im Bereich seiner Macht. Darum müssen sie es wohl oder übel mit ihm halten.

Eben darum spricht er zu seinen Jüngern: «*Die Ernte ist groß*». Er sagt also nicht: Die Sünde ist groß, die Gottlosigkeit ist groß, das Elend ist groß. So tönte es später und tönt es weithin bis heute, wenn in der Kirche vom Volk geredet wird. Und ganz mit Recht: wie sollte die Sünde, die Gottlosigkeit, das Elend nicht groß sein unter den Leuten, da sie verschmachtet und zerstreut sind wie Schafe, die keinen Hirten haben? Aber Jesus sagt nicht das. Was er sieht, indem er das Volk sieht, das ist ein Feld voll reifer Frucht, bereit, geschnitten zu werden, ein großes Feld: so groß wie die Masse all der Leute — keine verscheuchten, eigenwilligen, bedrohten, verlorenen Schafe also, obwohl er sie doch noch eben so gesehen und bezeichnet hat, sondern jeden Einzelnen von ihnen als goldbraunen Halm mit einer schweren Ähre, und alle diese vielen namenlosen Köpfe miteinander keine stumpfe irrende Herde, sondern, schön aus dem Erdboden erwachsen, eine einzige sommerliche Erfüllung dessen, was der Winter entbehrt und der Frühling verheißen hatte. Wir wundern uns. Die Jünger haben sich sicher auch gewundert, das zu hören. Es braucht schon die Augen Jesu, die Augen des Reiches Gottes dazu, um da, wo in der Tat lauter Sünde, Gottlosigkeit und Elend sich breit

machen, eine einzige große Ernte zu sehen. Das muß ja bedeuten: daß es im Grunde und eigentlich schon gut steht mit den Leuten. Und wenn wir das Bisherige gehört und verstanden haben, dann können wir uns nicht einmal allzustark wundern über dieses Wort. Wenn Jesus der gute Hirte und wenn dieser Jesus da ist, und zwar für die Leute da ist: so da ist, daß er zu ihnen gehört und sie zu ihm gehören — wenn die große Lücke sich also schon geschlossen hat, indem er hineingetreten ist — wenn er den Jammer des Volkes auf sich selbst und also von ihm weggenommen hat, wenn er sich zu seinem Haupt und Fürsprecher gemacht hat — ja, wo bleibt dann ihre Sünde, ihre Gottlosigkeit, ihr Elend? Was soll ihnen dann noch fehlen? Wie soll es dann im Grund und eigentlich anders als gut mit ihnen stehen? Wenn Jesus Jesus ist, dann sind die Leute, dann ist das Volk das schöne, reife Erntefeld.

Wer aber sind die *Jünger*, zu denen Jesus das gesagt hat? Die Antwort kann sehr einfach lauten: die Jünger sind auch Leute; sie sind aber diejenigen unter den Leuten, die das wissen dürfen, weil Jesus selbst es ihnen sagt von den Leuten: daß es um seinetwillen, weil das Reich Gottes nahe herbeigekommen, ja mitten unter ihnen ist, eigentlich und im Grunde gut steht mit ihnen. Die Jünger sind die, die an Jesus glauben dürfen. «Jünger» heißt eigentlich «Schüler». Ein Schüler ist einer, der im Begriff steht, etwas zu lernen. Die Jünger sind solche Leute, die im Begriff stehen, zu lernen, daß Jesus der gute Hirte und daß darum den Leuten, ob diese es wissen oder nicht, schon geholfen ist, daß sie das für sie denkende und handelnde Haupt schon haben, daß ihnen der Mann, der für sie einsteht, schon gegeben ist, und daß dieser Mann schon am Werke ist. Die Jünger sind solche Leute, die im Begriff stehen, es zu lernen, die anderen Leute von Jesus her und mit den Augen Jesu anzusehen. Daß sie sich dabei überaus wundern müssen, daß sie nicht gleich nachkommen, daß sie, indem sie das lernen wollen, allerlei Fehler machen, daß sie es dabei nie so gut machen werden wie ihr Lehrer, das ist nicht erstaunlich. Sie sind eben Schüler. Und an dem, was in dieser Schule zu lernen ist am Reiche Gottes und an dem Licht und der Macht der Vergebung, hat noch niemand ausgelernt. Aber sie dürfen lernen und gerade das lernen. Die christliche Kirche, die von diesen Jüngern Jesu gegründet wurde, ist die Schule, in der es immer wieder neue Jünger und also Schüler Jesu gibt, die von ihm gerade das lernen dürfen.

Aber wie könnte man das lernen, ohne sofort gewahr zu werden, daß etwas *geschehen* muß? Auch die Schüler Jesu lernen nicht für die Schule, sondern für das Leben. Was muß geschehen? Die reife Frucht muß offenbar geschnitten, die große Ernte muß offenbar eingebracht werden. Das bedeutet aber: die Leute müssen es doch hören und wissen, ihnen muß es also gesagt werden, daß es, weil Jesus der gute Hirte ist, gut um sie steht; sie können doch unmöglich weiterleben, als ob nichts geschehen wäre, unmöglich weiterhin «verschmachtet und zerstreut» ihrer Wege gehen, unmöglich nach wie vor in ihrer Sünde, in ihrer Gottlosigkeit, in ihrem Elend dahinserbeln, als wären sie wie Schafe, die keinen Hirten haben! Damit ist es doch *vorbei*. Das kann doch nur noch auf ihrer Blindheit und Taubheit beruhen. Jesus ist doch Jesus, und er ist doch da und gerade für sie da. Diese gute Botschaft muß ihnen doch ausgerichtet werden. Wie ist es denn möglich, daß es Leute gibt, die noch nicht an ihn glauben? Wer ein Jünger Jesu ist, den muß diese Frage brennen. Gerade weil er selbst auch zu den Leuten gehört, kann es ihm doch keine Ruhe lassen, selber zu lernen, wie es zwischen Jesus und den Leuten steht und gewahr zu werden, wievielen, wie unendlich vielen von den anderen Leuten noch gar nichts davon bekannt zu sein scheint. Wo sie es doch so nötig hätten! Wo es doch für sie alle die denkbar größte Freude bedeuten würde! Wo doch alle ihre Not ein Ende hätte, wenn ihnen das bekannt würde und wenn sie es dann wagen dürften, ihr Leben danach einzurichten! Die christliche Kirche ist der Ort, wo es über diesen Zustand, über diesen Widerspruch eine Unruhe gibt, die nicht mehr aufhören kann.

Aber nun hat Jesus gerade zu seinen Jüngern gesagt, daß der Arbeiter zum Schneiden jener reifen Frucht wenige seien. Von Arbeitern hat Jesus geredet. Angebliche und vermeintliche

Hirten, die leider keine Arbeiter sind, die leider gerade das, was geschehen müßte, nicht tun — ihrer gibt es genug. Was es braucht, ist nicht, daß ihrer noch mehr werden. Die Leute, die den anderen Leuten sagen, daß das Reich Gottes nahe herbeigekommen ist und daß ihnen eben damit schon geholfen ist, werden auf keinen Fall solche sein, die jenes von Hesekiel beschriebene Spiel noch einmal spielen. Sie werden Arbeiter sein. Aber eben darum werden ihrer immer nur wenige sein. Eben darum wird es immer etwas Außerordentliches sein, wenn es nun wirklich auch solche Leute gibt, die den andern Leuten das zu sagen haben. Der Mehrzahl auch von denen, die das Zeug dazu hätten, wird es immer viel näher liegen, jenes Spiel nun doch noch einmal zu spielen. Darum hat es zu allen Zeiten zwar viele Politiker und Generäle, viele Dichter und Denker, viele Pädagogen und Wissenschaftler und auch viele Theologieprofessoren und große und kleine Kirchenmänner, aber nur Wenige gegeben, die den Leuten gerade das, dieses für sie Nötigste und Beste gesagt haben: daß Jesus lebt und regiert, daß das Reich Gottes nahe herbeigekommen ist. Darum ist es ein großes Geheimnis, daß die christliche Kirche trotz aller ihrer Fehler bis auf diesen Tag nicht aufgehört hat, der Ort zu sein, wo neben vielem anderen das jedenfalls auch gesagt werden kann und tatsächlich je und je auch immer wieder gesagt worden ist. Wo sie das wirklich sagt, da ist sie im guten Sinn jenes seltsamen Wortes *Volkskirche*: die Kirche, die für das Volk, und zwar ganz und gar für das Volk da ist.

Wir müssen aber beachten, daß Jesus seinen Jüngern gerade hier keineswegs blank herausgesagt hat: Ihr sollt und werdet diese Arbeiter sein! So geht denn hin und sagt es den Leuten, wie es um sie steht, da ich in ihrer Mitte bin! Wir können freilich verstehen, daß das gemeint ist, daß er sie eben dazu tatsächlich beauftragt und bevollmächtigt hat, wenn wir jene Geschichte von der wunderbaren Speisung der Tausende (Matth. 14, 13—21) lesen: wie die Jünger ihn baten, das in später Stunde in der Einöde versammelte Volk zu entlassen, «damit sie in die Ortschaften gehen und sich Speise kaufen», wie Jesus ihnen antwortet: «Sie brauchen nicht fortzugehen, gebt ihr ihnen zu essen!» wie sie dann erstaunt das Wenige, was sie haben, fünf Brote und zwei Fische, zu ihm herbringen müssen, wie er das Dankgebet darüber spricht «und brach und gab ihnen die Brote, die Jünger aber gaben sie der Volksmenge» und wie dann und so und also durch die Hände und den Dienst der Jünger alle, das ganze Volk, aßen und satt wurden. Wir blicken aber in das innerste Geheimnis gerade dieses Jüngerdienstes und alles wahren Kirchendienstes am Volk, wenn wir Jesus hier ganz zurückhaltend sagen hören: «*Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende!*» Es ist gut, frisch ans Werk zu gehen. Die Jünger Jesu haben es, als die Stunde da war, getan, und alle Jünger Jesu aller Zeiten sind, wenn es so weit war, mit ihnen frisch ans Werk gegangen. Man kann es sich aber nicht nehmen, sondern es muß einem gegeben sein, an dieses Werk gehen zu dürfen. Man hat das oft vergessen in der Kirche, und die Folge war, daß sie bei allem gewaltigen Wirken das ihr befohlene Werk am Volk tatsächlich nicht tat, daß das nahe herbeigekommene Reich nicht verkündigt, die große Freude und der große Trost des guten Hirten bei allem lauten Anrufen und Ausrufen seines Namens den Leuten nicht be- kanntgemacht wurde. Niemand kann voraussetzen, daß er ein Arbeiter in jener Ernte sei, und niemand kann sich selbst dazu machen. Daß der Herr jener Ernte solche Arbeiter sende, darum geht es, und daß er es tue, darum muß er gebeten werden. Wenn es irgendein Gebet gibt, das immer wieder Erhörung gefunden hat, dann dieses. Die christliche Kirche hat aber vielleicht nichts so nötig wie dies, sich darüber klar zu sein: sie muß der Ort sein, wo darum *gebetet* wird, daß es ihr *gegeben* werde, das Licht und das Salz zu sein, als das sie, indem die Christen auch nur Leute sind, inmitten all der anderen Leute eingesetzt ist.

Wir wollen aber zum Schluß wohl bedenken, daß die Wahrheit dessen, was wir über Jesus und das Volk gehört haben, weder vom Volk noch von den Jüngern und also auch nicht von der christlichen Kirche abhängig ist. Die Kirche kann diese Wahrheit nur anzeigen. Sie muß sie anzeigen. Sie muß von der Unruhe erfüllt sein, daß es ja gar nicht anders geht, als daß

diese Wahrheit angezeigt wird. Sie wäre *schlechte* Kirche, wenn sie sie schlecht anzeigte. Sie wäre *nicht* Kirche, wenn sie sie gar nicht anzeigte. Von ihr gilt, was Paulus (1. Kor. 9, 14) von sich selber gesagt hat: «Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht verkündigte!» Aber das Evangelium bleibt wahr, auch wenn es von der Kirche schlecht verkündigt wird oder gar nicht verkündigt würde. Jesus selbst ist das Evangelium, wie er selbst das Reich Gottes ist, das den Inhalt des Evangeliums bildet. Der Dienst der Jünger und der Kirche ist wichtig. Aber die Herrschaft Jesu über die Jünger und über das Volk, innerhalb und außerhalb der Kirche, ist noch wichtiger. Sein Ruf an die Leute lautet: Kommet her zu *mir*, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!

Das ist eine Hoffnung, die gilt und die nicht zerbrechen kann. *Er* steht gut dafür, daß es mit diesem Erquicken seine Richtigkeit hat für alles Volk, und daß es auch noch einmal offenbar werden wird, daß dem so ist. Und vergessen wir auch das nicht: es wird dann Erste geben, die werden die Letzten, und Letzte, die werden die Ersten sein!

Vortrag, gehalten am 6. Februar 1944 in Biel.

Quelle: Karl Barth, *Jesus und das Volk*, Zollikon-Zürich: Evangelischer Verlag, 1944.